

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Müller, können Sie das Milieu beschreiben, in dem Sie aufwuchsen?

Ich wurde 1935 geboren. Mein Vater war Diplomingenieur. Er war mit dem Aufbau des Stromnetzes betraut, das damals vor allem im ländlichen Deutschland noch nicht umfassend existierte. Er war - was vielleicht ganz interessant ist - ein Anthroposoph und ein sehr gläubiger Christ. Er war auch ein absoluter Gegner des Nationalsozialismus. Daraus machte er keinen Hehl und das führte oft zu Problemen. Er wurde mehrfach angezeigt und von der Gestapo verhört, man wusste nie, ob er wieder zurück nach Hause kommt. Meine Mutter vertrat denselben Standpunkt. Sie war Künstlerin, Konzertsängerin und diplomierte Pianistin. Es gab sehr viel Hausmusik bei uns in der Familie, viel musische Anregung.

Wir Kinder besuchten zuerst die Volksschule. Ich habe auch - im Rahmen der Evakuierungen - ein sehr schönes Jahr im Oberelsass verbracht, bei einem Bauern. Dort wurde vom Wein bis zum Honig alles selbst hergestellt. 1943 sah mein Vater bereits, dass der Krieg verloren war und holte uns zurück in die Gegend von Iserlohn im Sauerland. Es waren sehr harte Jahre. Ich ging dann in Arnsberg, ebenfalls im Sauerland, auf ein humanistisches Gymnasium – das war meinem Vater wichtig. Der Schwerpunkt lag auf antiken Sprachen, ich lernte neun Jahre lang Latein und sechs Jahre lang Griechisch. Es gab jeweils zwei Lehrer; einen für Grammatik und einen für die Lektüre. 1949 sind wir nach Dortmund umgezogen, weil mein Vater dort eine neue Stelle bekam. Ich besuchte dann dort das humanistische Städtische Gymnasium.

Mit ungefähr fünfzehn Jahren brachte mich ein Schulfreund an die städtische Oper. Dort war ich zunächst als Statist tätig und interessierte mich mehr und mehr für Ballett. Also nahm ich für zwei Jahre Ballett-Unterricht, ein sehr hartes Training. Teilweise tanzte ich mit, als Aushilfs tänzer bei Operetten. In dieser Zeit entstand auch die Idee, Opernregie zu studieren. Ein weiterer guter Freund von mir, ein Konzertpianist, ging nach München, und seine Frau wurde eine enge Mitarbeiterin des Intendanten der bayerischen Staatsoper. Dadurch hatte ich gewisse Kontakte, denn dieser Intendant war einer der führenden Regisseure der damaligen Zeit, reiste um die ganze Welt. Er gab mir die Chance, eine Prüfungsarbeit zu machen: einen Entwurf zum Bühnenbild und zur Inszenierungskonzeption von »Figaros Hochzeit«. Sie fiel zu seiner Zufriedenheit aus. Ich wurde also angenommen und habe vier Jahre lang an der bayerischen Staatsoper Opernregie studiert, bis zum Abschluss. Parallel dazu habe ich an der Münchener Universität Theaterwissenschaft studiert. Das konnte man nur in Verbindung mit Germanistik machen, also musste ich auch Germanistik studieren – was mir nicht sonderlich lag. Aus Interesse habe ich außerdem noch Philosophie studiert, vor allem Logik und Epistemologie.

Dann las ich - eher zufällig - »Der Mythos in ethnologischer Sicht«¹ von Herrmann Baumann. Das fand ich sehr interessant. Ab diesem Zeitpunkt schwankte ich zwischen den verschiedenen Studienmöglichkeiten. Baumann war ein sehr faszinierender Lehrer. Ich bekam außerdem das Angebot von Wieland Wagner, nach Bayreuth zu kommen, zu den Wagner-Festspielen. Ich rang ein halbes Jahr mit mir, es war nicht leicht. Schließlich fiel die Entscheidung: einundfünfzig Prozent zu neunundvierzig Prozent für die Ethnologie – Baumann hatte mich sehr beeindruckt! Er war einer der Hauptvertreter des Diffusionismus, nicht der Kulturkreislehre, das war er nur anfangs mal kurz gewesen. Er war auch ein Verehrer der englischen Hyperdiffusionisten, die davon ausgingen, daß die menschliche Kultur aus Vorderasien kommt und sich von dort über die Erde ausbreitete. Baumann meinte, dass die afrikanischen Hochkulturen altorientalischer Herkunft seien, wofür es ja auch eine Reihe von Hinweisen gibt. So kam es, dass ich mich in den Nebenfächern auf den Orient verlegte. Das heißt: Ethnologie wurde mein Hauptfach, und in den Nebenfächern studierte ich Turkologie, Islamwissenschaft und Neu-Iranistik. Zusätzlich auch Mongolistik, das wurde von dem damaligen Sinologen Herbert Franke gelehrt. Da wir maximal nur ein oder zwei Schüler waren, gab es nur eine Veranstaltung pro Woche. Das war sehr intensiv und gleichzeitig enorm zeitsparend. Meine Promotion war dann ebenfalls über den Vorderen Orient.



¹ Hermann Baumann, Der Mythos in ethnologischer Sicht, Studium Generale 12, Heft 1 (S. 1-15) u. Heft 9 (S. 583 - 597), 1959.

Hatten Sie bereits vor der Studienzeit Interesse an fremden Kulturen?

Überhaupt nicht. Ich hatte zwar, so wie alle, Karl May gelesen, aber von der Ethnologie als Fach wusste ich nichts.

Wie kann man sich Ihr Studium vorstellen?

Wir konnten vollkommen frei wählen. Es gab noch keine Beschränkungen und es gab auch nicht so viele Studenten wie heute. München war zwar schon eine Massenuniversität, bei der Germanistik gab es tausend Hörer im Seminar, aber das war die absolute Ausnahme. München war damals auch die billigste Studentenstadt. Ich hatte ein günstiges Ein-Zimmer-Appartement in Schwabing. Vor allen Dingen gab es - was für mich wichtig war - unglaublich gute Theater und Konzerte.

Baumann war durch das Dritte Reich belastet, aber er hat ja auch jüdische Kollegen gedeckt. Nach dem Krieg wollten die Juden ihn unbedingt nach Amerika holen. Hirschberg und Mühlmann waren aktive Parteigenossen, er nicht. Als nach dem Krieg ein neuer Lehrstuhl in München geschaffen wurde, favorisierte Pater Wilhelm Schmidt - die Kirche hatte in München großen Einfluss - ganz klar Baumann.

Wie würden Sie Baumann beschreiben?

Das Faszinierende war seine ungeheure Bildung. Er hat die Ethnologie aus der Romantik heraus entwickelt. Das würde heute nicht mehr meiner Vorstellung entsprechen, aber damals fing er bei der Philosophie von Fichte, Hegel und Schelling an. Dann kamen die ganzen frühen Ethnologen und es gipfelte in dieser Volksgeist-Idee, diesen Völkerpsychologen, die es damals gab. Baumann hat auch den Bogen nach Amerika gespannt, weil Boas ebenfalls aus dieser Tradition kam und in Amerika den Kulturrelativismus begründet hatte. Es hieß, jedes Volk habe seinen eigenen Volksgeist. Ruth Benedict hat das auch so gesehen, die ganze mittlere Generation der amerikanischen Ethnologie hängt ja an diesem Strang – also die Idee, aus der Mythologie heraus die Geschichte zu entwickeln. Das hat seine Anfänge in der Romantik, im 19. Jahrhundert, bei Herder. Dieser Kosmos, der da entfaltet wurde, hat mich sehr fasziniert.

Das Zweite war, dass Baumann eben nicht nur Ethnologe war, sondern auch in anderen Bereichen bewandert war: etwa in der Vorgeschichte und in Philosophie. Er war auch ein sehr netter, bescheidener Mann, der seinen Studenten immer half. Außerdem konnte er sehr gut malen, hatte eine gewisse kunsthistorische Ader. Das beeindruckte mich auch.

Wer waren Ihre Kommilitonen?

Zum einen gab es Wolfgang Marschall. Außerdem Beatrix Heintze, die ich später nach Frankfurt holte. Auch Klaus Born, er war später lange Zeit am Museum in Mannheim tätig, als Museumethnologe. Jürgen Zwernemann war auch bei uns, arbeitete auf der Basis eines DFG-Stipendiums an seiner Habilitation und wurde, glaube ich, dann auch von Baumann habilitiert.

Wie muss man sich die Lehre bei Baumann vorstellen?

Sie müssen bedenken, dass Baumann circa fünfzehn Jahre am Berliner Völkerkundemuseum tätig war und dort die Eurasien-Abteilung leitete. Er war also ein versierter Museumsmensch, der sich eigentlich gar nicht als Universitätslehrer sah. Es wurde auch sofort nach der Gründung des Instituts eine Museumssammlung eingerichtet, die Herr Marschall dann betreute. Wir wurden teilweise anhand von Museumsstücken unterrichtet – es gab Phasen des Expressionismus, die von der so genannten »primitiven« Kunst inspiriert waren. Wir bekamen verschiedene Objekte gezeigt und mussten festlegen, aus welcher Zeit sie stammten. Das war sehr schwer zu unterscheiden.

Baumann hat auch Vorlesungen gehalten, die meist zweistündig waren: Geschichte der Ethnologie, afrikanische Kulturen, etc. Es gab relativ wenige Seminare, die - wie damals üblich - immer vorgelesen wurden. Die Anforderungen waren aber so hoch, dass ich es in der Regel vorzog, mein Referat in den Semesterferien zu erarbeiten. Baumann verlangte, dass man sich alle verfügbare Literatur zu einem Thema besorgte und durchging. Er hatte einen sehr umfassenden Anspruch. Wenn man zum Beispiel ein Referat über die Mythologie der Tschuktschen-Halbinsel zu halten hatte, dann war es selbstverständlich, dass man die Mythologie sowohl des gesamten Eurasien als auch der Nordwestküsten-Indianer Nordamerikas mit berücksichtigte.

Wie haben Sie sich - in der Nachkriegszeit - das entsprechende Material beschafft?

München war in einer Sondersituation, da das Institut gerade erst aufgebaut wurde. Insofern gab es kaum Literaturbestände. Die bayerische Staatsbibliothek hatte zwar keinen Schwerpunkt Ethnologie, war aber an sich sehr gut

besetzt. Es gab auch das Museum und die Fernleihe. Man konnte »Anthropos« und die »Zeitschrift für Ethnologie« ausleihen. Baumann versuchte auch, alte Bestände der britischen Zeitschriften aufzukaufen, etwa vom »Royal Institute of Great Britain and Ireland«. Kurz gesagt: der Buchbestand war anfangs relativ dürftig, man war stark auf die Fernleihe angewiesen.

Wie war Baumanns theoretische Ausrichtung?

Er vertrat die so genannte Kulturhistorische Ethnologie, mit Schwerpunkt auf dem Diffusionismus. In den wissenschaftsgeschichtlichen Vorlesungen wurden jedoch alle damals bekannten Schulen behandelt. Er kannte auch noch Malinowski persönlich. Auf der Tagung damals in Kopenhagen sind Baumann und Malinowski scharf miteinander umgesprungen. In der Lehre hat Baumann aber versucht, alles sehr objektiv darzustellen. Und obwohl er von Schmidt gefördert worden war, hat er dessen Auffassungen nicht geteilt, ja hat ihn sogar scharf angegriffen – aber immer fair. Auch seinem Hauptgegner Jensen gegenüber blieb er fair.

Können Sie kurz die Konfliktlinien zwischen Baumann und Jensen sowie zwischen Baumann und Mühlmann darlegen?

Jensen war während der Kriegszeit zum zweiten Mal verheiratet, mit einer Jüdin. Obwohl die Ehe schon kaputt war, wollte er sich aufgrund der politischen Lage nicht scheiden lassen. Er wurde daher an die Ostfront geschickt und war insofern nicht allzu gut auf die nationalsozialistische Zeit zu sprechen. Er kam aus dem dänischen Teil Schleswig-Holsteins und war sowieso ein anti-nationalsozialistisch eingestellter Mensch. Ebenso die Leute um ihn herum, die er eingestellt hatte – wie zum Beispiel Karin Hissink, die ihn während seines Kriegsdienstes vertrat, und Hildegard Klein. Jensen wurde - da er eben keine schwarze Vergangenheit hatte - von den neuen Professoren der Frankfurter Universität hofiert. Beispielsweise von Adorno und Horkheimer, die beide im Wissenschaftsbeirat des Frobenius-Instituts saßen. Dann gab es Anfang der sechziger Jahre eine Tagung, bei der sich Mühlmann erhob und von Professoren zu reden begann, die mit Hilfe der Alliierten auf ihre Lehrstühle gekommen seien. Da kriegte Jensen einen knallroten Kopf, konnte aber nicht sprechen, sondern ging raus. Niemand außer Baumann war in diesem Moment imstande, mit Mühlmann abzurechnen: Baumann ging nach vorne und führte eine Diskussion, bei der Mühlmann eindeutig den Kürzeren zog. Baumann hat sozusagen seinen Feind Jensen verteidigt, weil er merkte, dass dieser unfair angegriffen worden war.

Die Unterschiede zwischen Jensen und Baumann hatten sowohl einen theoretischen als auch ein biographischen Grund. Der biographische Grund war folgender: Baumann war während des Dritten Reiches Leiter des Völkerkunde-Instituts in Wien und hat dort auch am Museum gewirkt. Er ging nach dem Krieg zurück nach Berlin, wo seine Frau herkam. Dort fand er nur Aushilfsjobs, weil er ja Parteimitglied gewesen war. Schließlich holte ihn Jensen nach Frankfurt, konnte ihm aber dort nicht viel bieten. Er hat Baumann an den Seminaren teilnehmen lassen, am Frobenius-Institut. Da Baumann nun auf einer schlechten Position stand, kein Geld hatte, während Jensen mittendrin saß, hat Baumann ihm gegenüber seine überlegenen Gaben ausgespielt, wie ich oft gehört habe. Er war in der Diskussion einfach besser als Jensen, auch besser als Mühlmann. Es kam oft zu Streitereien, bis Friedrich Baumann schliesslich nach Mainz holte. Von Mainz aus kam er dann nach München. Es blieb auch dieser gewisse Missklang zwischen Baumann und Jensen. Circa 1963/64 wurden beide sehr krank. Jensen wollte aber unbedingt einen Assistenten von Baumann und rief ihn an, so dass sich die merkwürdige Situation ergab, dass beide vom Krankenhausbett aus miteinander telefonierten. Es kam zu einer Aussöhnung, und Baumann reiste noch gelegentlich nach Frankfurt. Er empfahl mich an Jensen und dieser bat mich zu einem Vorstellungsgespräch. Da las er meinen Lebenslauf und sah, dass ich mich mit Musik beschäftigt hatte. Jensen war selbst ein musischer Mensch, spielte in einem Streich-Quartett. So wurde ich aufgrund dieser Gemeinsamkeit und der Empfehlung Baumanns akzeptiert.

Sie kamen im Herbst '64 nach Frankfurt, promovierten aber zuvor in München?

Ja. Auf mein Thema kam ich durch meine Nebenfächer, vor allem durch die Islamwissenschaft. Der zuständige Lehrer riet mir, mich mit den Alewiten zu beschäftigen, ihren apokryphen Sekten. Das interessierte mich und auch Baumann fand das Thema gut.

Können Sie Ihre Frankfurter Zeit unter Jensen beschreiben?

Im Januar '64 war die Promotion. Im Sommer desselben Jahres kam ich nach Frankfurt, als Assistent des Frobenius-Instituts. Ich nahm dort an den Dienstbesprechungen teil, musste jedoch nicht als Lehrender in die Seminare. Das Institut war der Universität zugeordnet – wie auch das damalige Institut für Sozialwissenschaft. Adorno hatte, genau wie Jensen als Direktor des Frobenius-Instituts, gleichzeitig einen Lehrstuhl inne. Die jeweiligen Mitarbeiter hatten aber

keinerlei Universitätsverpflichtungen. Wir hätten vielleicht Lehrveranstaltungen machen können, wenn es der dringende Wunsch gewesen wäre, aber dann hätte man vielleicht seine Forschungspflichten vernachlässigt. Jensen wollte, dass man viel Feldforschung machte. Charakteristisch für Jensen war auch, dass er von seinen Assistenten verlangte, dass sie mehr als nur ein Fachgebiet hatten. Zum Beispiel Schuster: Indonesien, Neu-Guinea, Südamerika. Oder Haberland: Afrika, Neu-Guinea. Ich sollte mich neben Vorder- und Nordasien mit dem Kaukasus auseinandersetzen, ein sehr interessantes Gebiet. Ich konnte auch mehr oder weniger machen, was ich wollte, mir eigene Forschungsthemen erarbeiten. Das war sehr gut.

Zu meinem Forschungsgebiet, dem Kaukasus, muss man sagen: Das ist ein Rückzugsgebiet für viele verschiedene Völker - wie beispielsweise die Sarmaten und Alanen - gewesen. Außerdem gab es Altbevölkerung, beispielsweise die Georgier. Es gab auch sehr viele Sprachen im Kaukasus, weil die Völker in Tälern isoliert waren - wie auch im Hindukusch - und die alten Sprachen erhalten konnten. Es sind hochinteressante Kulturen gewesen. Ich war auch mal dort, über einen russischen Kongress. Es ist wunderschön.

1965 wurden Sie von Haberland nach Mainz geholt?

Ja. Er bat mich, als Universitätsassistent nach Mainz zu kommen. Es gab damals noch relativ wenige Studenten dort. Ich willigte ein, unter der Bedingung, dass ich nur zwei Mal wöchentlich anwesend sein müsse und mich sonst meiner eigenen Forschung zuwenden könne – so war ich es ja aus Frankfurt gewohnt. Das hat er akzeptiert.

In Mainz begann ich auch, Lehrveranstaltungen durchzuführen. Dabei habe ich einerseits über den Themenbereich meiner Dissertation gesprochen, andererseits Veranstaltungen zur Geschichte der Mythologie gemacht. Die hatte ich mir selbst erarbeitet, vom Altertum her aufgebaut, über die Mythenforschung bei den Griechen. Außerdem habe ich den Kaukasus stärker eingebracht.

Was die Afrikanistik anbelangt: Haberland hat diesen Teil unterrichtet, unterstützt von der Kustodin und späteren Akademischen Rätin Erika Sulzmann. Haberland war aber nicht nur an Afrika interessiert, insofern kam es ihm gelegen, dass ich mich mit Vorderasien beschäftigte. Ich hatte auch Russisch gelernt, konnte also russische Literatur lesen. Und wenn man - wie ich - bei Baumann studiert hatte, wusste man fast automatisch ziemlich viel über Afrika.

Wie kann man sich Haberland vorstellen?

Er war Berliner und überzeugter Preuße, liebte Fontane. Er war als junger Mann zum Krieg eingezogen worden, genau wie sein Freund Straube. Er war, sagen wir mal, deutsch-national eingestellt. Es ging ihm aber auch, durch Jensens Prägung, um kulturhistorische Zusammenhänge. Erst später ist Haberland durch den Kontakt zu Historikern auf die sogenannte Historische Ethnologie gestoßen. Zuvor war er noch in einem Übergangsfeld, also eher noch Diffusionist. Jensen war auch kein eigentlicher Diffusionist, sondern hatte eine andere Konzeption: Er ging von der »Altpflanzer«-Schicht aus. Das war ein Kulturkreis, der sich über weite Erdteile erstreckte und auf dem sich dann die verschiedenen Entwicklungen aufbauten. Aber diese Grundschicht, das wär bei Baumann undenkbar gewesen. Für ihn gab es höchstens einen Punkt, an dem sich alles Mögliche kreuzte. Auch Haberland wurde, wie gesagt, zunehmend Diffusionist. Er wollte auch gern der Nachfolger von Baumann werden. Alles entwickelte sich auch in diese Richtung, aber dann starb plötzlich Jensen und Haberland bekam die Möglichkeit, gemeinsam mit mir nach Frankfurt zurückzugehen. Das hat er dann auch vorgezogen. Straube ging nach München.

Jensen wünschte sich eigentlich Schmitz als Nachfolger, weil der Ozeanist war. Aber alle waren dagegen am Frankfurter Institut und Schuster ging fort, nach Basel. Haberland nahm sofort die Möglichkeit in Mainz an, ist da insgesamt vier Jahre lang geblieben. Ich ging auch weg, weil ich von Schmitz nichts besonders Gutes gehört hatte. Er bot mir zwar an, in Frankfurt zu bleiben, aber ich war sozusagen schon an Haberland gebunden. Schmitz hatte dann starke gesundheitliche Probleme und verstarb dann auch plötzlich an übermäßigem Kuchengenuss. An diesem Punkt hatte Haberland drei Möglichkeiten: Er konnte nach Münster gehen. Er konnte nach München gehen. Er konnte nach Frankfurt gehen. In Frankfurt hatte er sein Haus und seine Familie, und das Frobenius-Institut reizte ihn natürlich auch. Also ging er, wie gesagt, nach Frankfurt zurück. Ich ging mit ihm und war vorübergehend Universitäts-Assistent in Frankfurt.

Dann erhielt ich ein Habilitationsstipendium. Baumann hatte mir den Rat gegeben, Haberland hatte nichts dagegen. Eigentlich umfasste die Habilitation zwei Bände – als jedoch der erste Band fertig war, kam diese Überleitungswelle. Das war 1970. Der Volkskundler Wolfgang Brückner meinte, ich solle mich sofort habilitieren und den zweiten Band später publizieren. So rutschte ich noch in die C2-Professur. Das war mein großes Glück.

Sie bekamen also die C2-Stelle in Frankfurt, Haberland die C4-Stelle. Wer lehrte sonst noch in Frankfurt?

Es gab noch den Afrikanisten Andreas Kronenberg sowie den Nordamerikaspezialisten Wolfgang Lindig. Später gab es noch mal eine Überleitungsmöglichkeit, da wurde mir übel mitgespielt: Ich war im Hindukusch, und als ich zurückkam,

waren die Kollegen Kronenberg und Lindig nach C3 übergeleitet, ich jedoch nicht. Die Historiker haben sich sehr bemüht, weil sie immer hinter mir standen, wir waren im historischen Fachbereich. Doch es hat alles nichts genutzt. Ich bin auch ein paar Mal von Dekanen darauf angesprochen worden, das da im Hintergrund etwas läuft. Aber es war nicht meine Sache, mich da reinzuhängen. Schließlich gab es nochmal eine zweite Überleitung, weil klar war, dass es ungerecht ist, dass man diese Arbeit zu einem C2-Gehalt machte. Wir forderten auch, dass es keine C2-Professuren mehr geben solle, aber natürlich wurden sie aufgrund von Sparmaßnahmen aufrecht erhalten.

Wir waren also vier Professoren, die alle das gleiche Lehrdeputat hatten. So war das damals: unterschiedliche Bezahlung, gleiche Arbeit. Ich hatte immer die meisten Studenten, habe also noch mehr gearbeitet. Das Problem war auch, wir waren Assistenten und wurden plötzlich Professoren, mussten also sofort acht Stunden unterrichten. Es war der größte Stress meines Lebens, so schnell die Vorlesungen und Seminare aufzubauen. Das war irrsinnig! Gelegentlich unterstützte mich eine studentische Hilfskraft, aber die wenigen Assistenten standen Haberland zu.

Können Sie Lindig und Kronenberg kurz beschreiben?

Herr Lindig ist Amerikanist. Herr Kronenberg beschäftigt sich mit Afrika, Schwerpunkt Ostafrika. Er war auch mal, gemeinsam mit Herrn Fuchs aus Göttingen, in Libyen. Kronenberg ist ja Wiener, hat bei Hirschberg studiert, und auch bei Herrmann Jungraithmayr, einem Afrika-Linguisten. Kronenberg hat sich dann früher pensionieren lassen. Er ging nach Korsika, baute sich da ein Haus und blieb. Der andere Kollege, Herr Lindig, hat seitdem auch nichts mehr von sich hören lassen. Er ging in die Provence und malte. Also, nichts dagegen, ich finde das großartig, wenn die Leute ihr Leben genießen und viel Freiheit haben, aber für die Ethnologie haben sie gar nichts mehr getan.

Wann kam es zu Ihrer ersten Begegnung mit der DGV?

Ich glaube, als fortgeschrittener Student. Wir wurden angehalten, solche Tagungen zu besuchen. Damals fand das ja in kleinerem Umfang statt. Es gab nicht viele Ethnologen. Ich bin auch, ungefähr seit den achtziger Jahren, nicht mehr Mitglied der DGV, da ich mich dort ab einem bestimmten Punkt langweilte. Es gab auch diesen Doppel-beschluss, dass man die ZfE abonnieren sollte: Man bekam sie am Institut ohnehin schon zweimal, in der UB ein drittes Mal, warum sollte man sie dann nochmal kaufen? Das war auch ein Grund damals.

In der DGV habe ich viele deutschsprachige Kollegen zum ersten Mal kennen gelernt. Ich hatte jedoch nicht sehr viel Kontakt zu denen in meinem Alter, wurde praktisch nie eingeladen. Eva Lips vom Leipziger Institut war die Einzige, die mich jemals einlud. Dort habe ich dann einen Vortrag gehalten; das war ganz interessant für mich, weil man ja sonst nur schwer in die DDR kam. Ab Anfang der achtziger Jahre wurde ich zunehmend aus anderen Fächern eingeladen. Das hat dann auch meine Richtung bestimmt, die grundsätzlich transdisziplinär wurde. Es begann mit den Theologen; dann kamen die Geographen; sehr schnell auch die Psychologen und Psychiater. Schließlich kamen vor allem die Historiker. Jörn Rüsen und Hans-Joachim Gehrke kamen nach einem Vortrag auf mich zu und erklärten mir, dass Ihnen meine Arbeit sehr gefiele. Rüsen lud mich außerdem zur Mitarbeit ein, zuerst ans Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZIF) in Bielefeld, später ans Kulturwissenschaftliche Institut in Essen. Insgesamt haben wir zunächst fünf Jahre zusammengearbeitet.

Es gelang mir dann, mich vier Jahre vor meiner Pensionierung beurlauben zu lassen, 1996. Das geschah gegen die Stimmen meiner Kollegen, aber mit den Stimmen der Historiker. Ich hatte das Institut jahrelang ganz alleine leiten müssen, als C2-Professor. Das war viel Arbeit. Dazu noch in den Gremien sitzen und die Lehrverpflichtungen wahrnehmen, auch in einer Zeit, in der die Studentenzahlen dramatisch anstiegen – ich hatte Seminare mit bis zu hundertdreißig Leuten, plus die zahllosen Magisterarbeiten. Eine sehr harte Zeit. Schließlich kamen die fälligen Neuberufungen und die diesbezüglichen Gutachten. Dank der Anerkennung durch die Historiker konnte ich zu Rüsen gehen. Später folgte ich noch einer Einladung des Institute for Advanced Study in Delmenhorst. Das leitete damals Gerhard Roth, einer der führenden Neurologen, der wie ich ein Opernfreund war.

Wie sah Ihr neues Arbeitsfeld am KWI in Essen aus?

Rüsen wollte sozusagen etwas über die Grundlagen der Geschichte erfahren. Auch wie sich die Geschichte quasi von unten her aufbaut. Er kannte ja nur die Geschichte von oben und wollte die ihm fehlenden Grundlagen kennen lernen. Eine historische Arbeitsweise also, die in der deutschen Ethnologie zunehmend an den Rand rückte – wodurch ich einerseits isoliert war, aber außerhalb der Ethnologie enormen Zuspruch fand. Selbst mit Physikern arbeite ich zusammen.

Wie erklären Sie sich, dass das Interesse an der kulturhistorischen Perspektive scheinbar nachgelassen hat?

Ich nehme an, dass viele Kollegen diesen sehr universalen Ansatz einfach in Frage stellen. Doch ich habe, auch mit Hinblick auf meine Baumann'sche Prägung, die Erfahrung gemacht: Je mehr man weiß, desto mehr Zusammenhänge erkennt man. Zusammenhänge zu erkennen, also eine Erkenntnis zu haben, ist für mich das einzig Spannende an der Wissenschaft. Wenn ich lediglich zusammentrage und dokumentiere, dann kann ich auch was anderes machen, dann hätte ich auch bei der Oper bleiben können. Aber das kreative Element in der Wissenschaft ist zwingend gebunden an Zusammenhänge – und Zusammenhänge kann man nur erkennen, wenn man möglichst viel weiß. Um möglichst viel zu wissen, muss man wiederum unheimlich viel arbeiten. Ich habe also versucht, systematisch breit zu fächern und mich immer für viele verschiedene Dinge zu interessieren. Und je mehr ich das getan habe, desto interessanter wurde es eigentlich.

Die erkenntnistheoretischen Interessen rührten auch von meinem Philosophiestudium her, denn dort habe ich nicht Hermeneutik, sondern Logik und Erkenntnistheorie gelernt. Ich werde auch ein Buch über die präszientifische Erkenntnis verfassen. Die Verblüffung wird demnächst noch größer werden, denn im Frühjahr 2010 erscheint mein neues Buch – sozusagen mein Haupt- und Lebenswerk. Daran schrieb ich drei Jahre, was sehr ungewöhnlich ist und fast meine Gesundheit ruiniert hätte. Darin werden Gesetze formuliert, und das ist natürlich eine Provokation für die Ethnologen. Mein Lektor hat mich erst riesig gelobt und sagte: Ist ja alles einleuchtend und klar, aber quer zu allem, was seit Jahrzehnten gängig ist. Das Buch wird den Titel »Die Siedlungsgemeinschaft. Grundriss der essentialistischen Ethnologie«² tragen. Der Begriff wird oft falsch verstanden.

Was ist Ihr Verständnis von essentialistischer Ethnologie?

Das kann ich ganz einfach beantworten. Der Begriff *essentia* bedeutet «Sein» und umfasst für mich all das, was Leute für wirklich halten. Wenn also Völker an Geister glauben, dann haben die Geister eine Wirklichkeit. Oder wenn man an die Seele glaubt, dann ist die Seele wirklich. Man könnte sagen, das ist Einbildung, aber die Seele ist - für die Leute, die daran glauben - eine Wirklichkeit, die ihr gesamtes Denken und Handeln bestimmt. Selbstverständlich ist alles irgendwie ein Konstrukt, auch der Seelenglaube, aber es ist eine Trivialität, daraus eine Wissenschaft zu machen.

Der Konstruktivismus hat meines Erachtens zwei Wurzeln: Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es die Auseinandersetzung zwischen den Neukantianern und den Naturwissenschaftlern, um den Unterschied zwischen den so genannten idiographischen und den nomothetischen Wissenschaften. Die idiographischen Wissenschaften sind solche, die gewissermaßen Bilder oder Ideen beschreiben, aber nichts daraus ableiten. Das war auch die Tradition der Ethnologie: man machte Feldforschung und dokumentierte. Nomothetische Wissenschaften hingegen sind jene Naturwissenschaften, die Gesetze aufstellen. Wenn man sich nun mit der Geschichte der Naturwissenschaft beschäftigt, lässt sich da kaum ein Naturwissenschaftler finden, der behauptet, Gesetze hätten Allgültigkeit. Das ist nicht haltbar, da die Gesetze auf Induktion beruhen und es immer nur, wie Popper sagt, eine Induktionswahrscheinlichkeit gibt. Man kann also keinen sicheren Satz aussagen. Die Naturwissenschaftler sind somit sehr viel offener, und daher arbeite ich gerne mit ihnen zusammen.

Diese Scheidung führte auch dazu, dass es in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts in den Geisteswissenschaften beinahe verboten war, ein Gesetz zu formulieren. Später kam dann der Ansatz, das alles Erfindung ist. Clifford Geertz machte ja auch einen starken Schwenk, er war ein krasser Essentialist – man muss schon fast sagen: ein Rassist. Auf einmal wurde er zur Ikone des Postmodernismus, konnte sich sehr rasch wandeln. Es waren die Franzosen, die das in Gang setzten, Lacan und vor allem Foucault. Das griff auf Amerika über, machte dort Schule und schwappte über den Teich zurück nach Europa, wo alle es nachmachten. Ich kann das nicht begreifen, für mich ist das ein Oberflächenphänomen. Natürlich ist faktisch alles erfunden und konstruiert, das ist klar. Aber man kann etwas nur von einer bestimmten Basis aus konstruieren, anders geht das nicht, sonst leben wir im Chaos – und das ist ja nicht der Fall. Das ist eine ganz simple Überlegung. Es gibt Grundstrukturen, an denen bin ich interessiert, sogenannte Konstanten. Damit sind nicht die Universalien-Listen von Murdock gemeint. Es sind Trivialitäten, dass die Menschen Häuser haben, dass die Menschen Trachten haben, dass sie essen und trinken und sich verheiraten. Eine Konstante hingegen ist beispielsweise der Seelenglaube, der reicht bis zu den Neandertalern zurück, das kann man beweisen. Eine andere Konstante ist, dass eine Gesellschaft einen Mittelpunkt braucht und dass dort die Sakralitäten konzentriert werden.

Gibt es spezifisch deutsche Gründe, warum ein solcher Ansatz hier nicht ins Zentrum rückt?

Nun, in England hat sich die Tradition des Funktionalismus ganz stark behauptet. Auch der Strukturalismus hat eine gewisse Rolle gespielt – Gerd Baumann, den ich sehr gut kenne, war lange Zeit in Oxford und hat mir das bestätigt. Die funktionalistische Tradition der Briten hat auch auf Skandinavien einen großen Einfluss ausgeübt. Es gab in Skandinavien und auch in Holland lange Zeit einen Doppelweg: zum einen gab es um Lagercrantz die Gruppe der

² Klaus E. Müller, Die Siedlungsgemeinschaft. Grundriß der essentialistischen Ethnologie, V&R Unipress, Göttingen, 2010.

Diffusionisten. Dann kam die neue Generation, die sich nach England ausrichtete. Auch in Frankreich gab es zwei Richtungen, wobei diejenige von Sahan und Marcel Griaule immer verdeckt war. Ich will niemandem Unrecht tun, aber ich glaube, es gibt ein gewisses Huldigungsbedürfnis an die Vereinigten Staaten, das meines Erachtens total unbegründet ist. Ich besprach für die historische Zeitschrift neulich ein Buch von einem Amerikaner, der angeblich die Koryphäe auf seinem Gebiet ist. Der Mann hatte nur die amerikanischen Publikationen der letzten Jahre gelesen, sonst nichts. Er schrieb über die Entstehung der Hochkulturen, hatte aber keine Ahnung von den Entdeckungen in Zentralasien. Es gab eine Zeit, da starrte alles nach Amerika, lauschte den Botschaften der Postmoderne. Der Tenor war, dass man überhaupt nichts Sicheres aussagen kann, sondern Kultur im Dialog kreiert wird. Es gab zudem mal eine neomarxistische Phase, die auch von Frankreich ausging, beispielsweise von Godelier. Die Altachtundsechziger in Deutschland - etwa Münzel und Streck - haben diese Vergangenheit und sind jetzt witzigerweise zu Frobenius umgekehrt. Es gab also diese Zwischenstufe des Materialismus. Vielleicht war die so prägend, dass man hinterher ins andere Extrem gefallen ist.

Wie würden Sie rückblickend die Veränderung der Theorielandschaft in Deutschland von Ende der fünfziger Jahre bis heute charakterisieren? Welche Brüche und welche Kontinuitäten gab es?

Bis '65 wurde von mehr oder weniger allen Lehrstuhlinhabern eine gemildert diffusionistische, kulturhistorische Ethnologie vertreten. Das war einfach die Tradition seit den zwanziger Jahren. Dann kam der große Bruch. Ich nehme mit Thomas Kuhn an, dass es einfach ein Generationenwechsel war. Die jungen 68er rebellierten gegen ihre Lehrer und sahen in den Kulturhistorikern irgendwie auch verkappte Nationalsozialisten. Es bot sich aus irgendwelchen Gründen der Marxismus an, es kam die marxistische Wende. Der Marxismus formuliert Gesetze, die meines Erachtens etwas dümmlich waren, ein reiner Evolutionismus. Da gibt es gewisse Stufen; Matriarchat, Patriarchat, Totemismus, Animismus. Das liegt alles fest und folgt gesetzten Regeln. Dieser Ansatz hatte das 19. Jahrhundert beherrscht, doch davon hatte sich die kulturhistorische Ethnologie ja gelöst – das kehrte dann zurück.

Warum so viele Kollegen dann wiederum in ein anderes Paradigma überwechselten, das kann ich nicht sagen. Das ist ja schon die Generation, die nach mir kam. Die Religionswissenschaft spielt eventuell eine Rolle, Berlin war da sehr präsent. Ein Impuls ging sicher auch von der Literaturwissenschaft aus, dort griff der Postmodernismus ja zuerst um sich. Einige der Kollegen, die ich sehr schätze, wie beispielsweise Herr Münzel oder Herr Streck, haben einen ganz starken literarischen Bezug. Bei Frau Carola Lentz habe ich es wiederum so erlebt: Sie wurde stark von ihrer Feldforschung geprägt, genauso wie Frau Hauser-Schäublin aus Göttingen. Das heißt, in den jeweiligen Feldern wird der Blick nicht verengt, sondern postmodern erweitert. Die Vorgehensweise ist relativ beliebig, man muss es wie ein vielstimmiges Konzert betrachten. - Es kann also sein, dass diese Motive eine Rolle spielten. Das Vorbild des großen Bruders in den USA.

Wie würden Sie das heute beschreiben? Die postmoderne Wende ist ja, wenn man sich die Entwicklung als Wellenbewegung denkt, mittlerweile auch schon wieder gewendet.

Zum einen ist es so, dass es ein Auf und Ab gibt – das kann man auch bei Kuhn nachlesen. Etwa bei alten Höhlenmalereien, da gibt es bereits im Jungpaläolithikum einen abstrakten und einen gegenständlichen Stil. Das zieht sich durch die ganze Kunstgeschichte, und im Hinblick auf die Wissenschaftsgeschichte ist es ähnlich. In der Naturwissenschaft wurde sehr lange ein bestimmtes Paradigma durchgehalten, erst mit der Quantenphysik ging das zu Ende. Es ließen sich keine festen Regeln mehr bilden. Es war gewissermaßen ziemlich postmodern, was sich da abspielte.

Es ist aber auch wichtig zu erwähnen, dass ich ein Anhänger der Relevanz der Ethnologie bin – Ethnologie hat eine Aufgabe. Wir können nicht einfach in der Gegend rumsitzen und Sachen treiben, die uns Spaß machen. Das ist eigentlich auch eine neue Wendung. Durch die 68er Bewegung habe ich gelernt, dass das Fach relevant sein muss, einen Aufklärungsauftrag im Rousseau'schen Sinne hat. Anhand der Vergleiche, die die Ethnologie bietet, kann man vor allem Dingen Vorurteile beseitigen. Wenn sich das in Zukunft mehr durchsetzt, dann hat die Ethnologie eine Zukunft. Ansonsten hat sie es schwer, weil ihre klassischen Arbeitsfelder wegbrechen.

Worin liegt Ihrer Meinung nach - auch in Abgrenzung zu den Kulturwissenschaften und der Soziologie - der Kernbestand der Ethnologie?

Er besteht meiner Ansicht nach darin, dass wir ein Material haben, welches die anderen Wissenschaften nicht haben. Das sind zum Beispiel die alten Monographien und Dokumente der sesshaft lebenden Gesellschaften, die sich, wie ich meine, relativ gleichen. Daher benutze ich sie als Paradegruppe. Anhand dieses ganzen Materials lassen sich viele Punkte zurückverfolgen – wie gesagt, schon die Griechen haben sehr gute Ethnographie betrieben. Die von der Ethnologie getroffenen Verallgemeinerungen sind besser fundiert, das ist unser Vorteil.

Welchen Stellenwert messen Sie der Feldforschung zu?

Der Feldforschung würde ich einen großen Wert zumessen, obwohl ich selbst nicht oft so arbeitete. Ganz einfach deshalb, weil es keine Theorie ohne Empirie gibt. Ob man die Feldforschung hier in Kelsterbach oder anderwo betreibt, ist eigentlich relativ gleichgültig. Es gibt immer bestimmte Problemstellungen, die man wiederum in Bezug setzen kann zu Problemstellungen älterer Gesellschaften. Man kann dann Ähnlichkeiten feststellen und daraus auch Schlussfolgerungen ziehen. Und auch aus den Fehlern kann man Schlussfolgerungen gewinnen.

Sie haben bereits Mitte der achtziger Jahre mit dem Projekt eines umfassenden ethnologischen Lexikons begonnen. Brauchen wir heutzutage eine Neuausgabe?

Die Idee zu diesem Projekt kam ursprünglich nicht von mir. Ich hatte damals beim Campus Verlag zwei Bücher veröffentlicht, und der Verleger kam etwa Mitte der achtziger Jahre mit der Frage auf mich zu, ob ich nicht ein etwa zehnbändiges Lexikon der Ethnologie herausgeben möchte. So etwas gab es bis dato noch nicht. Ich nannte meine Bedingungen und sagte zu – man hat ja keine Ahnung, was da auf einen zukommt. Ich bekam auch eine Mitarbeiterin, die drei oder vier Sprachen beherrschte, eine Schülerin, so dass wir mit der ganzen Welt kommunizieren konnten.

Das Erstellen des Nomenklators war ein großes Problem, es mussten ja alle relevanten Stichwörter aufgelistet sein, zudem alle Autoren von der Antike bis heute. Das Lexikon sollte folgendes umfassen: Forscherpersönlichkeiten, Geschichte, materielle Kultur, geistige Kultur, Musik, Physik, die so genannten »primitiven« Naturtheorien, etc. – es waren alle Bereiche enthalten, auch die Erkenntnis. Es gab unter anderem einen großen Abschnitt über die sowjetische Ethnologie.

An einem bestimmten Punkt war der erste Band gesetzt, und für die weiteren Bände waren ungefähr siebzig Prozent vorhanden. Nach etwa vier bis fünf Jahren kam aber eine düstere Geschichte: Der Cheflektor, Herr Hepp, meinte zu mir, er hätte einem Kollegen ein Vorabexemplar gegeben. Dieser sagte ihm, dass der Band einen Veriss in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung bekommen würde. Daraufhin schlug ich vor, Gutachter aus aller Welt zu Rate zu ziehen. Die Gutachter wiederum waren begeistert und euphorisch und fanden das ganze Unternehmen toll. Doch plötzlich fehlte es an Geld, und dann kriegte ich das Manuskript von besagtem Kollegen zurück, versehen mit seinen Randnotizen. Ein Beispiel: Bei Karl Ritter, einem der Geographen und Zeitgenossen Humboldts, stand am Rand der Vermerk »Nazi« – der Rezensent wusste also gar nicht, um welche Zeit es sich handelte! Die arglosen Leute vom Verlag fürchteten nun das Schlimmste! Auch die Tatsache, dass ich ältere Kollegen, etwa Adolf Bastian, in das Lexikon aufnahm, stieß auf Kritik. Aber man kann ja nicht nur die Leute erwähnen, die man selbst favorisiert!

Die Russen haben ja eine lange Tradition im Verfassen von Lexika und Begriffsgeschichten. Gleich nach der Wende schrieb mir Valerij Tishkov, der Chef des Moskauer Instituts. Er war der erste Minderheiten-Minister unter Jelzin und sozusagen der oberste Ethnologe in Russland. Gemeinsam mit Herrn Sevjan Vajnshtein, einem der führenden Altaisten, fragte er an, ob ich nicht mit ihnen ein Lexikon herausgeben wolle. Die DFG fand sich zu diesem Projekt auch bereit, das war eine großartige, multinationale Sache. Aber da kam wieder ein deutscher Ethnologe und meinte, das müsse doch ein prominenter Ethnologe leiten. Da war für mich Schluss, da habe ich nichts mehr gemacht! Später fragte der Beck Verlag nochmal an, ob ich ein ausschließlich theoretisches Lexikon mache würde, mit einzig von mir verfassten Artikeln. Doch ich hatte zehn Jahre verloren, das reichte mir! Es ist bisher auch nichts Vergleichbares erschienen, obwohl so etwas sicherlich sehr wertvoll wäre.